

Michael Möbius

„Immer wie ein Stein, den Gott zum Leben bringt“

Das ist es

Sie kam 1978 als Weihnachtsgruß, die kleine rot-orange Broschüre „Ein Projekt“, in der Reinhard von Kirchbach sein Dialogvorhaben vorstellte. Ich war sofort wie elektrisiert. Das ist es! durchfuhr es mich. Hier wird gesehen, was die Stunde geschlagen hat – in der globalen Entwicklung unserer Menschheit. Hier wird der Missionsauftrag unseres Glaubens bis zur Unkenntlichkeit ausgedehnt und relativiert (ins Verhältnis gesetzt) und dabei ernster genommen, als ich es je gelesen hatte. Hier wird in einer schwindelerregenden und abenteuerlichen Weise ein Weg beschrieben, der einen verwegenen Glauben bei Angehörigen der unterschiedlichsten Religionen voraussetzte, wenn sie sich darauf einlassen würden. Hier formuliert sich ein Glaube an die verschwindend kleine Möglichkeit, dass sich einige wenige finden lassen könnten, diesen gewagten Weg fast im Alleingang zu gehen. Hier glaubt einer an eine Zukunft, die er nicht zu beschreiben vermag, weil er sie allenfalls ahnt, für die er aber dennoch Eigenschaften skizzieren kann.

Nun, ganz so emphatisch werde ich es damals nicht ausgedrückt haben. Reinhard's „Erwarten“ (Ein Projekt, S. 25) war für mich schlicht überzeugend, und ich zweifelte nicht daran, dass sich Partner finden lassen würden. Für mich als Gemeindepastor in Flensburg-Mürwik allerdings, der sich in Projekten der Jugend- und Erwachsenenarbeit mit Leib und Seele engagierte und einer Familie mit drei heranwachsenden Kindern (13, 10 und 9 Jahre alt) verpflichtet war, war an eine zeitaufwendige Teilnahme gar nicht zu denken. Aber meine Beziehung zu Reinhard von Kirchbach war nah genug, dass ich annähernd von seinen Vorbereitungen wusste: Seiner Lektüre zum Thema, seinen Sprachkursen in England und Frankreich und von seinen Suchreisen nach Indien, Sri Lanka und Malaysia. So sah ich von ferne, wie der Dialog Gestalt annahm und tatsächlich 1980 beginnen konnte. Während der ersten drei Dialogtreffen in Altenhof machte ich dann gerne einzelne Tagesbesuche und war

„Immer wie ein Stein, den Gott zum Leben erweckt“

Gastgeber für zwei Besuche der Teilnehmer in unserer Kirchengemeinde. Oberflächlich las ich die schriftlichen Berichte von den Treffen, und so blieb ich auf dem Laufenden, ohne an ein stärkeres Engagement zu denken. Dass es dann anders kam – dazu weiter unten.

### Wie wir zueinander gekommen sind

Ich kenne Reinhard von Kirchbach zu gut, um ü b e r ihn schreiben zu können. 35 Jahre lang ist unser Leben mal eng verknüpft gewesen, mal in Hörweite voneinander entfernt verlaufen. Schon immer habe ich gerne von ihm erzählt, aber um über ihn schreiben zu können – müsste ich ihn da nicht viel b e s s e r kennen und m e h r von ihm wissen? Immerhin war er bereits 50 Jahre alt – und ich erst 26 – als wir uns trafen. Das bedeutet, dass mehr als die Hälfte seines Lebens mir fern blieb, auch wenn ich manches davon erfuhr.

Also will ich wie gewohnt erzählen: was ich erinnere, was mir berichtet worden ist und welchen Reim ich mir darauf mache. Zu allererst muss ich etwas von mir selber erzählen, allein schon damit deutlich wird, aus wie verschiedenen Milieus des christlichen Glaubens und der deutschen Gesellschaft wir beide kamen, wie wenig wir von unserer Herkunft her einander ebenbürtig waren in der ursprünglichen Bedeutung dieses Ausdrucks als „von gleicher Geburt und gleichem Stand“ und wie unterschiedlich die Zeiten waren, die wir durchschritten hatten.

Meine Eltern stammen beide aus dem Pietismus: Meine Mutter aus dem Württembergischen, mein Vater aus der Gemeinschaftsbewegung in Schleswig-Holstein. Beide hatten von Haus aus eine Beziehung zur äußeren Mission. Als jungverheirateter Mediziner ging mein Vater 1936 mit seiner Frau und der kleinen Tochter als Missionsarzt nach Tansania in das damalige britische Mandatsgebiet Tanganyika Territory. Dort kam ich 1937 auf einer Station der Bethel-Mission zwischen Christen, Muslimen und Angehörigen der afrikanischen Religion zur Welt. So hätte also das Leben inmitten verschiedener Religionen schon von Geburt an zu mir gehören können, doch als der Zweite Weltkrieg ausgebrochen war, war es auch mit dieser Lebenswirklichkeit zu Ende. Wir wurden in Süd-Rhodesien – heute Simbabwe – zusammen mit vielen

anderen Deutschen interniert. Zwei Jahre nach Kriegsende – also 1947, als ich inzwischen fünf Geschwister hatte – wurden wir zwangsweise in das hungernde Deutschland zurücktransportiert. Ich war damals zehn Jahre alt und fand mich nur langsam in meine neue Lebenswelt in Neumünster ein. Dieser Ort war die zerstörte Heimatstadt meines Vaters, und so hatte ich zum erstenmal Großeltern, Tanten und andere Verwandte.

Meine Jugend war durch Schule und Leben in dem christlichen Pfadfinderbund (CP) geprägt, durch Gemeinschaftsverein und Kirche und durch die große Familie mit zuletzt zehn Kindern. Ich wollte Missionar werden und studierte ab 1957 Theologie einschließlich Missionswissenschaft in Kiel, Bethel, Tübingen, Berlin und – zum Abschlussexamen - 1961/62 wieder in Kiel. Ein Schwerpunkt des Studiums war die Bibel-exegese, besonders die existentielle Interpretation neutestamentlicher Texte, der ich bis heute viel verdanke. Das Ziel, Missionar zu werden, war inzwischen zurückgetreten, da man in den selbständig werdenden jungen Kirchen nicht länger Pioniere suchte, sondern Lehr- und Führungskräfte, wozu ich mich nicht befähigt sah. Auch lagen mir jetzt die Herausforderungen in der Heimat näher.

Auch meine Verlobte, Christa Petruschke hatte Theologie studiert. Sie wurde 1963 Vikarin bei Pastor Reinhard von Kirchbach in Gettorf, Kreis Eckernförde. Wir heirateten im selben Jahr, und als ich vor meinem zweiten theologischen Examen noch ein paar Monate zusätzliche Gemeindepraxis brauchte, zog ich mit in das Pastorat ein.

Wenn ich nur von Pastor von Kirchbach gehört oder gelesen hätte, wäre ich dem nicht nachgegangen. Man hört so viel. Hätte ich ihn auf einer Tagung erlebt, dann hätte er mich interessiert und beeindruckt. Ich hätte ein paar Anregungen mit nach Hause genommen und durch sie mein Denken und Handeln ein wenig angereichert. Doch ich hätte mich wohl kaum an seine Fersen geheftet, wie es schließlich geschah. Von mir aus hätte ich es nie gewagt, diesen gelehrten, feinsinnigen, noblen Herrn zu besuchen, mit ihm in einen Gedankenaustausch zu treten oder ihm gar meine Mitarbeit anzubieten. So musste das Landeskirchenamt für mich Gottes Handlanger werden und uns mitten in sein Haus hineinpflanzen.

„Immer wie ein Stein, den Gott zum Leben erweckt“

Es war ja damals üblich, dass Vikare in Kost und Logis im Pfarrhaus waren. Nicht zuletzt sollten wir bei unseren „Vikarsvätern“ lernen, wie sich christlich vorbildliches Familienleben in das Gemeindeleben und alle pfarramtlichen Aufgaben einfügt. Das hat sich in der Konkrektion der Familie von Kirchbach mit der Ehefrau Margarete, den sechs Kindern und der alten Schwiegermutter eindrücklich ereignet. Wir haben unsagbar viel davon gehabt, wenn wir auch in unserem weiteren Leben wenig direkt übernehmen konnten und wollten. Es ist eine Freundschaft entstanden, die immer tiefer wurde und sich heute in einer geschwisterlichen Beziehung zu den erwachsenen Kindern fortsetzt.

Als ich dann Landpastor in Hütten und später Stadtpastor in Mürwik war, wurde die Beziehung durch unsere Besuche in Gettorf und bald Schleswig und durch Reinhard's Schriften, die er uns regelmäßig zusandte, aufrecht erhalten. Reinhard taufte unsere ältere Tochter, es gab eine Patenverbindungen zwischen seiner jüngsten und unserer jüngsten Tochter, sowie Einladungen an Geburtstagen. Wie groß die Nähe war, wurde erst in dem unbändigen Schmerz deutlich, der uns 1975 angesichts des plötzlichen Todes von Margarete von Kirchbach erfasste. Ebenso war es 1998 für mich sehr schwer, Reinhard's Tod zu akzeptieren.

### Beim Vikarsvater in einer Schule des Evangeliums

Der Adel, die stattliche Größe, das ungewohnt gepflegte Äußere, die umfangreiche Bildung und der stille Ernst von Reinhard von Kirchbach hätten mich einschüchtern können. Das aber war unmöglich, da mir ein Mensch mit strahlenden Augen, vergnügtem Gesicht und einer die ganze Gestalt durchfahrenden einladenden Bewegung entgegenkam. In Wirklichkeit erinnere ich mich an unsere erste Begegnung überhaupt nicht mehr. Aber anders als ich es immer wieder bei mir und auch bei anderen Begegnungen erlebte, kann es nicht gewesen sein: Man wird von der Familie empfangen, als wäre man ein wunderbarer, besonderer, beneidenswerter, glücklicher Mensch. Die Stimmen, die Augen, die Bewegungen, alles drückt fast ausgelassene Freude aus, als wäre es ein Wiedersehen nach langer Zeit. Und schon gehöre ich dazu, lebe das Leben der Familie um mich herum mit, bin ich gelöst von allen Min-

derwertigkeitsgefühlen und aller Peinlichkeit des Fremden – und ich weiß doch noch gar nicht, wozu ich denn nun gehöre!

Dieser Tage ist mir die damalige Zeit durch viele Gespräche mit meiner Frau Christa lebendig geworden. Sie war es ja, die zuerst die Herzen der Familienmitglieder gewann. Durch sie war ich über ein Jahr lang sporadischer Gast im Hause gewesen, bevor auch ich als Vikar für ein knappes Jahr einzog. Viele der Erinnerungen, die im Folgenden erwähnt sind, hat sie in mir wach gerufen, und anderes weiß ich überhaupt nur von ihr. Sie hat diesen ganzen Bericht während seiner Entstehung kritisch begleitet.

Natürlich begegneten wir einer ungewohnten Kultur. Reinhard von Kirchbach kam aus einer Familie, die sich im 17. Jahrhundert um Sachsen verdient gemacht hatte und dafür geadelt worden war. Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs war das Beziehungsgeflecht im mitteldeutschen Adel auch für ihn prägend gewesen. Die mit im Pastorat wohnende Schwiegermutter Isa, mit der man sich gut stellen musste, war als Tochter des Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg aufgewachsen. Ihre Tochter Margarethe war in der Welt der Gesandtschaften in Bayern, Finnland und Holland groß geworden als Tochter des deutschen Botschafters Julius Graf Zech-Burkersroda. Meiner Vorstellung von Adel entsprach zwar wenig von dem, was wir im Hause von Kirchbach erlebten, denn den Verlust von Besitz, Macht und Ansehen hatten sowohl er als auch sie nicht nur passiv erlitten, sondern auch aktiv vollzogen. Aber der Zusammenhang mit der deutschen Geschichte und der Kultur einer adeligen Oberschicht war doch präsent und kam uns aus Verwandtschaftsverhältnissen, Andenken, Möbeln, Gemälden, Wandteppichen, Erzählungen und durch eine disziplinierte Verhaltensweise entgegen. Am wenigsten bemerkte ich die Spuren der militärischen Vergangenheit.

Bevor wir von den Kindern gewürdigt wurden, einen Spitznamen zu bekommen, hatten wir Proben zu bestehen, durften dafür aber einen Vorschlag einreichen: Meine Verlobte hatte einen wunderschönen Kuchen gebacken und ich vollführte jetzt am Strand der Eckernförder Bucht eine Hechtrolle, meine Spezialität. Ich denke nicht, dass ich in

der Familie etwas hätte falsch machen können: Die Hausherrin war Leiterin der integrativen Arbeit mit behinderten und nichtbehinderten Pfadfinderinnen auf Bundesebene – mit dem dazugehörigen Spitznamen – und schloss mich alsbald in ihr großes Herz, zumal ich damit begann, in Gettorf eine Pfadfindergruppe aufzubauen. So wurden wir – meine Frau ja schon länger – ein Teil des „Familienbetriebs“ und wurden auch in Hausarbeit einbezogen (bevorzugt natürlich meine Frau), soweit das der Beruf zuließ oder die auswärtigen Pflichten der Mammi das notwendig machten. Bei Festen wurde viel gespielt, in der Adventszeit jeden Abend mit den Kindern gesungen und aus dem Stegreif eine Fortsetzungsgeschichte erfunden. Es wurde gelacht und gealbert, und es gab kleine Theatervorführungen mit Szenen aus der Familiengeschichte, bei denen durchaus auch Größen wie der preußische Kronprinz oder der Nuntius Pacelli, der inzwischen Papst Pius XII. gewesen war, vorkommen konnten. An den obligaten Sonntagsspaziergängen – oft mit einer PKW-Anfahrt – nahmen wir, wenn möglich, teil. Auch die Eltern redeten uns bald mit unseren Spitznamen an, aber es blieb beim Sie – bis wir ein eigenes Pfarrhaus hatten und sie der Meinung waren, dass die Freundschaft auf Dauer bestehen sollte.

Genug solcher Beschreibungen, die dazu verführen, alles zu überzeichnen oder das zu idealisieren, was z.T. auch schwierig, mühsam oder problematisch war. Um gleich mit dem Fazit zu beginnen: Mir wurden meine Monate im Hause von Kirchbach und in der Kirchengemeinde Gettorf wie ein Zusatzstudium in „Evangelium“. Ich erlebte evangelische Freiheit pur im Umgang mit problematischen seelsorgerlichen Situationen. Ich erlebte absolute Zugewandtheit Gottes zu den Menschen, die gerade da waren. Ich erlebte große Freude an den wöchentlichen Entdeckungen in der Heiligen Schrift für die Sonntagspredigten. Auf der anderen Seite: Ich erlebte einen Pastor, der sich etwas erlaubte, was ihm nur schwer zugestanden wurde: Er zog sich täglich möglichst für Stunden in seine „Klausur“, sein persönliches Arbeitszimmer zurück, um zu beten und um zu studieren. Er machte in den 50er und 60er Jahren in seinen Urlauben lange Reisen zu Verwandten und zu Stätten der Kultur und Religion in Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland, Palästina und Kanada. Er tat längst nicht alles, was man von einem Pastor an Gemeindefreizeit erwartete – und konnte froh sein, dass seine Ge-

meindehelferin und seine Ehefrau so manches davon übernahmen. Die Ehepartner passten in vieler Hinsicht nicht zusammen, bewältigten das aber in einer für meine Augen bewunderungswürdigen Weise. Erst spät merkte ich, dass ich mit dem Zusammenleben in Haus und Gemeinde begonnen hatte, Reinhard's Schüler zu werden. Er hatte keine Schüler, wollte keine haben, ließ nur wenige Menschen dauerhaft nah an sich heran, aber: wenn ich nicht die Verbindung verlor, würde ich mir durch Jahrzehnte hindurch viel von ihm holen können. Erst im Rückblick wird mir deutlich, wie das geschehen ist.

Was Reinhard eigentlich sagen wollte, wenn er mich, seinen Vikar, an seinen theologischen Überlegungen teilnehmen ließ, wusste ich anfangs meistens nicht genau, und ich blieb deshalb recht schweigsam. Zunächst befürchtete ich, es mangelte mir an theologischen Kenntnissen und an analytischem Intellekt. Dann aber – es war in seinem Haus auf halber Treppe ins obere Geschoss - nahm ich mir ein Herz und setzte neben seinen Gedanken einen eigenen, der vielleicht dazu passen könnte. So haben wir gelernt, miteinander zu reden. Ich habe versucht zu ahnen, was er meint, habe geredet, er hat weitergesponnen, ich auch, und wir spannen im wahrsten Sinne des Wortes unsere Überlegungen umeinander und ineinander und näherten uns dem Thema an. Diese Weise war der Sache des Glaubens tatsächlich angemessener, als die gewohnte Methode, Gedanken des einen Schritt für Schritt nachvollziehen zu müssen und den Partner zu nötigen, seinerseits meinen Gedanken und Argumenten zu folgen. Seine wie auch meine Gedanken waren nicht einbetonierte Begriffssysteme, sondern es waren bewegliche Bilder und Vorstellungen, die etwas suchten, was noch nicht recht zu sagen war. Unsere Gespräche befreiten davon, systematisierte Verstehensformeln gebrauchen zu müssen, auch wenn die Aussagen der Dogmatik bekannt waren und nicht beiseite gefegt wurden.

Man bekam in Gettorf immer wieder zu hören, Pastor von Kirchbach sei schwer zu verstehen und seine Predigten kämen nicht an. Das lag vielleicht daran, dass man seiner offenen Bildersprache nicht folgen konnte, weil man Erklärungen und Argumente suchte. Reinhard von Kirchbach konnte eigentlich überhaupt nicht *ü b e r* Gott reden, da er dabei war, *a u f* Gott zu hören und *m i t* Gott zu sprechen. Wer ihn verstehen

„Immer wie ein Stein, den Gott zum Leben erweckt“

wollte, musste versuchen, sich in die Gegenwart Gottes mit hineinzugeben und in das Gespräch mit Ihm. Dazu wurde er aber nicht ausdrücklich aufgefordert. Entweder es geschah ihm – und tatsächlich geschah es vielen - oder nicht. Später, als Prediger im Schleswiger Dom, hat Reinhard mehr Mühe darauf verwandt, die Hörer in ihrem konkreten Alltag anzusprechen, so dass sie sich in der Predigt leichter wiederfinden konnten. Einer seiner jüngeren Pastoren im Kirchenkreis Schleswig aber bekannte später: „In den Gottesdiensten, die Propst von Kirchbach hielt, habe ich am meisten verstanden, während er den Text aus der Bibel las: Da hörte ich das Wort Gottes wie zum ersten Mal. Für mich war jetzt eigentlich keine Auslegung mehr notwendig.“

Die Klausur – wohl zu unterscheiden vom Amtszimmer des Pastors - war ein Zimmer im Obergeschoss, voller Bücher und Bilder an den Wänden, von denen auch meterlange, auf Leinen aufgezugene Papierfahnen herabhängten mit selbstgezeichneten Diagrammen zur Geschichte des Universums, der Erde, des biologischen Lebens und der Bevölkerungsexplosion. Auf einem Stehpult lag immer einer von drei riesengroßen Bänden einer mehrsprachigen Bibel. Er stellte sie sich nach und nach selber zusammen, indem er von jeder Bibelübersetzung zwei Exemplare auseinanderschnitt und die entsprechenden Seiten nebeneinander klebte. Schreibtisch, Lampen, bequemer Sessel, eine Liege, ein Tischchen, auf dem er sich zu jeder Tages- und Nachtzeit warmen Tee bereithielt, ein Bet-Teppich samt Kissen auf dem Boden: Dahin verschwand er, um allein zu sein zum Beten, Schreiben, Lesen, oder um mit Personen, die ihm nahe standen, Gespräche zu führen.

Von seinem Beten habe ich erst nach vielen Jahren mehr erfahren: Stundenlang betete er im Schneidersitz oder im Liegen auf dem Bauch, rang er mit Gott um seine Lebensumstände, Entscheidungen, Versäumnisse, Ratlosigkeiten. Er befragte Bibelworte, überprüfte vor Gott, was er verstanden zu haben meinte und bezog dabei die Geschichte des Universums, der Erdgeschichte, Naturgeschichte, Menschheitsgeschichte und Heilsgeschichte mit ein, wie es für ihn gerade dran war. Wer auch nur eine seiner Schriften mit Gebeten und mit Worten, wie er sie von Gott her hörte, liest, kann sich eine Vorstellung davon machen, worum es dabei gegangen sein mag. Genauer weiß ich es selber auch nicht. Er



sprach nicht von seinem Beten, erwähnte allenfalls einmal leise, er habe wieder lange auf dem Bauch gelegen. Als ich in Israel mit ihm eine Nacht im selben Zimmer verbringen musste, weil keine Einzelzimmer mehr frei waren, war ihm das gar nicht lieb, weil er fürchtete, mich zu stören. Als ich vor fünf Uhr kurz aufwachte, sah ich ihn im Bett sitzen und seinen Mund bewegen. Als ich das nächste Mal wieder erwachte, saß er schon draußen auf der Terrasse in der ersten Sonne und schrieb auf, was ihm des nachts zugekommen war.

Gelesen hat Reinhard von Kirchbach neben der regelmäßigen Bibellektüre nach und nach grundlegende philosophische und theologische Werke. Ob es bändeweise Kierkegaard oder die ganze Dogmatik von Karl Barth war, ob es Kommentare zu den Psalmen waren, die Werke Augustins auf lateinisch oder neue Kommentare zu den Evangelien: Er arbeitete sie durch, unterstrich je nach Bedeutung für ihn in unterschiedlichen Farben und machte sich in den Einbanddeckeln und freien Seiten – erst hinten und wenn nötig auch vorne – Notizen. Er gehörte also zu der „Schule“, die noch gelernt hatte, kein Buch zu lesen, ohne mit Hilfe von noch so knappen Exzerpten – in seinem Fall in seiner eigentümlichen Kurzschrift – den Inhalt zu repetieren und damit im Gedächtnis zu festigen. Es kam dann Literatur über Naturwissenschaften, besonders Geologie und Paläontologie hinzu. Bevorzugte Autoren waren Adolf Portmann, Carl-Friedrich von Weizsäcker und schließlich Teilhard de Chardin, der ihn besonders inspirierte. Hier zeigt es sich, dass sein Lesen nicht einer Wissensanreicherung diente, sondern immer der Erweiterung und Vertiefung der Welterkenntnis im Glauben diente. Er muss ein gutes Gedächtnis gehabt haben und eine große Kraft zum Systematisieren, so dass er sich nicht durch unzählige Einzelheiten verwirren ließ, sondern neue Zusammenhänge fand, indem er immer versuchte, alles Neue mit allem bisher Verstandenen in Beziehung zu setzen. Folgerichtig wandte er sich neben Teilhard und Weizsäcker nun auch den Religionswissenschaftlern Raimon Panikkar und anderen zu – und den Grundtexten der großen Religionen selbst. Das aber geschah nach meiner Vikarszeit. Wie im einzelnen in ihm der Plan zu seinem Dialogprojekt gekeimt ist und sich entwickelt hat, das überschaue ich im Augenblick nicht. Es kann vermutlich aus seinen Schriften und seinem Briefwechsel heraus recherchiert werden.

## Ziehe deine Schuhe aus

Reinhard's Begegnungen mit Muslimen oder Buddhisten oder Hindus, die ich in Altenhof nur sporadisch, später dann aber ausführlich miterlebte, unterschieden sich in nichts von den Begegnungen mit Christen: Die gleiche unmittelbare Freude. Die gleiche vorbehaltlose Annahme. Ein vielleicht noch größerer Ausdruck von Glück darüber, was ihm da geschenkt wurde. Was ich mir oft mühsam klar zu machen versuche und wozu ich mich ermahne: in jedem Menschen ein Bild Gottes zu sehen und in ihm dem Bruder oder der Schwester Jesu zu begegnen, das *g e s c h a h* einfach. Wenigstens sah ich einen Menschen, den Reinhard gerade begrüßt hatte, alsbald mit anderen Augen und begegnete in ihm einem mir noch unbekanntem Geheimnis. Wenn Reinhard, wie es üblich war, Geschenke bekam, konnte er sich kindlich freuen, oder auch das Geschenk in seinen Händen betrachten wie ein Juwel. Der Abschied gestaltete sich naturgemäß anders als zwischen Christen, aber doch inhaltlich gleich: Kein Kreuzeszeichen, aber ein leises Verharren, ein liebes persönliches Wort, eine rituell nicht festgelegte Berührung oder Geste, in der er aber sicher seinen Segen gab. Das musste nicht „verstanden“ werden, aber jeder wird etwas mitgenommen haben.

Der Besuch einer Kirche oder eines Tempels, der in unserer Kultur außerhalb der Gottesdienste normalerweise als eine Besichtigung begangen wird, wurde in Reinhard's Beisein zu einer Begegnung mit dem Heiligen und zu einer inneren Öffnung für das, was die Religion an diesem Ort möglicherweise ausstrahlte. Dafür brachten auch die anderen Partner ihre Verhaltensweisen ein. Als Sheikh Rashid in Pakistan über den großen Propheten Moses referierte und an Moses Berufung am brennenden Dornbusch erinnerte, sagte Reinhard: Jeder einzelne solle wahrnehmen, dass der Bereich des anderen, dem er sich nähert, heilig sei und deshalb in Demut und Achtsamkeit betreten werden müsse. Alle, besonders auch die buddhistischen Partner hatten jetzt etwas beizutragen zu der Bedeutung der Aufforderung: „Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, auf dem du stehst, ist heiliges Land.“ Wir lernten, auch im übertragenen Sinne unsere Schuhe auszuziehen, nämlich unser Vorwissen und unsere Diskussionswaffen bei Seite zu legen und unser Bemü-

hen, alles und jedes zu „beherrschen“ und in unser bisheriges Weltbild einzuordnen.

Um mit den O r t e n anzufangen und Beispiele zu nennen: In Reinhard's Gegenwart gelang es mir mit Leichtigkeit, in der von Touristen und Pilgern durchwuselten Grabeskirche in Jerusalem im Geist nach Golgatha zu kommen, lange zwischen all den Menschenbeinen zu knien und meditierend zu beten – ohne diese Welt um mich herum vergessen zu müssen. Als mir dabei jemand auf meine Finger trat, holte mich der Schmerz um so mehr unter das Kreuz. Nach unseren Stillen Zeiten, Bibelbetrachtungen und Gesprächen am Morgen oder unterwegs in einem Park konnte ich bald auch auf eigenen Wegen an der Klagemauer innerlich den Propheten und dem Judentum aus Jahrtausenden begegnen, in Gethsemane von der unerträglichen Verlassenheit Jesu angesprochen werden und in En Kerim schweißtriefend miterleben, wie Maria in der Mittagshitze von Elisabeth begrüßt wird. In Sri Lanka war es Deepal, der mich unter dem uralten Bodhi-Baum in Anuradhapura durch seine Andächtigkeit mit etwas in Berührung brachte, was ich bis heute nicht verstehe, während ich die Nähe Reinhard's brauchte, um mit meinen nackten Füßen auf dem steingefliesten Platz um die gewaltige Pagode herum zu einer Ruhe zu kommen, die mir dann ein Osterwort aus dem Timotheusbrief aufschloss. Aus jedem der Länder wäre vieles anderes zu erzählen. Unvergessen ist es mir, wie wir durch den heiligen Hain Ise in Japan wandelten. Die Stimmung unter den uralten Zypressen war überwältigend, doch all die Details an den Tempeln - jetzt gerade versprach einem eine Losbox, aus der man sich Täfelchen ziehen konnte, in der Zukunft zu lesen – waren einfach zu interessant. Da sah ich Reinhard still auf einem Balken sitzen, seine Augen geschlossen. Ich setzte mich auch und wurde schlagartig aufnahmefähig für Wesentliches.

Bevor er an heiligen buddhistischen Orten Räucherstäbchen anzünden oder Lotosblumen opfern konnte oder sich schließlich sogar vor einem hinduistischen Götterbild auf den Boden werfen konnte, war Reinhard von Kirchbach einen langen inneren Weg gegangen, dessen Spuren man in seinen Schriften zurückverfolgen kann. Das war nichts für eine kirchliche Öffentlichkeit in Nordelbien, und noch heute bin ich mir nicht

sicher, ob ich davon hier schreiben soll. Hochachtung, Respekt und Verehrung gegenüber dem, was seinen Gastgebern heilig war, wurden manchmal einer Anbetung zum Verwechseln ähnlich. Was mag es wirklich gewesen sein? Wie sollte er sein Verhalten in systematisch theologischer Sorgfalt solchen erklären, die selber keine Gelegenheit gehabt hatten, seinen Weg mitzugehen oder wenigstens Schritt für Schritt zu verfolgen? Für ihn war es wichtig, sein Tun zunächst nur vor Gott verantworten zu müssen und es dann für sich selber schriftlich in Worte zu fassen. Später würde es Gelegenheiten geben, bei denen er dies und das einzelnen oder Gruppen nahebringen könnte.

Anfangs hatte er an heiligen Orten oder bei religiösen Handlungen einfach still seine eigenen christlichen Gebete gesprochen. Dann hat er seinen Gastgeber Govindh einmal gefragt, ob er in einer häuslichen lautstarken Anrufung der 1000 Namen Krishnas seinerseits hörbar seine eigenen Gebete zu Gott und Christus sprechen und rufen dürfe – und hat die Erlaubnis dazu bekommen. Später ließ er manchmal die Scheu vor missverständlichen Gesten ganz fallen: Dort, an dem Verehrungsort der anderen Religion still verharrend, betete er im Knien oder ganz zu Boden gestreckt seinen Dreieinigen Gott an und ließ es sich gefallen, was Der, Den er kannte, ihm von dem, das er nicht kannte, womöglich zufließen ließ. Als ich einmal Zeuge davon wurde, bat ich nicht um eine Erklärung dafür. Ich konnte ja eigene, ähnliche Erfahrungen machen. Ich merkte, wie ich dem Göttermythos, der in dem Götterbild symbolisiert war, und den Gläubigen, die ihr Leben damit verbanden, im Herzen Gottes, den ich anrief, ihren Raum ließ. Eine Wirklichkeit begann sich aufzutun, deren Inhalte und Worte noch nicht zu fassen waren.

Schwer getan hat sich Reinhard mit den verschiedenen N a m e n Gottes in den anderen Religionen. Aber dabei blieb es nicht. Gerade an den Namen ging ihm auf, wie unterschiedlich die Zugänge der Menschen zu dem Gott sind, den er als seinen H e r r n kennt. In seinen schriftlich vorhandenen Gebeten und Meditationen wird nachvollziehbar, wie gründlich er solches alles in seinem Glauben reflektiert und theologisch verantwortet hat. Er wich nicht von dem Gebot ab, keine anderen Götter zu haben als Den, Der sich ihm durch Seinen Weg mit dem Volk Israel und durch Jesus Christus offenbart hat. Und wenn er tat, was für einen

christlichen Pastor unerhört zu sein schien, tat er es scheu, ohne groß die Aufmerksamkeit seiner Freunde zu erregen, aber gesammelt und wie das Selbstverständlichste von der Welt. Er hat keineswegs eine „interreligiöse Frömmigkeit“ praktiziert wo immer er konnte. Er ist vielmehr seinem Jesus gefolgt von Ort zu Ort - wie die Jünger und Jüngerinnen in Galiläa, Samaria, Judäa, Jerusalem und auch mal über die Grenzen hinaus – und hat an alle Orte das ungeheure Gewicht an christlicher Tradition und Missionsgeschichte und heutiger Kirche mitgeschleppt. Vielleicht würde er jetzt hinzufügen: ‚Dieses Gewicht, von dem du erzählst, hat mich dort hin getragen. Dann aber durfte ich alles zurücklassen und ohne Gepäck den Menschen begegnen.‘ Dabei konnte er nicht schneller vorankommen, als diese „Last“ und die Notwendigkeit der in den nächsten Stunden fälligen inneren Verarbeitung es ihm erlaubte. So hat er manche attraktive Exkursion ausfallen und die Dialogpartner allein gehen lassen.

### Die geliebten Dialogpartner

Die Dialogpartner der nichtchristlichen Religionen hat Reinhard bei seiner Suche entdeckt und gewonnen. Die christlichen Partner aber haben sich wie mir scheint mehrheitlich selber eingestellt, wenn sie nicht wie die katholischen Christen Harry Haas aus Holland in Sri Lanka und Donald Nicholl aus Großbritannien in Pakistan oder Rabbi Léonard Sztajnberg in Frankreich von den Gastgebern dazugebeten wurden. Wie es bei Peter Fromm gewesen ist, der sich in seiner distanzierten Stellung zum Christentum als Humanist einbrachte, weiß ich nicht.

Wenn er von den buddhistischen Freunden Ananda und Deepal, von den muslimischen Freunden Mehdi, Halima und Sheikh Rashid und von dem Hindufreund Govindh erzählte, dann strahlten Reinhard's Augen vor Freude und Hochachtung. Durch sie war er ja in ihre Religionen so weit hinein eingeladen, wie er es kaum zu träumen gewagt hatte. Sie waren Repräsentanten je ihrer Religion, konnten aber natürlich nicht repräsentativ sein, sondern nur stellvertretend für einige ihrer Ausprägungen da sein. Sie waren überragende Persönlichkeiten, die gute geistige, psychische und spirituelle Voraussetzungen mitbrachten und in ihrer (Aus-) Bildung und ihrer menschlichen Reife den Anforderungen

des Dialogs gewachsen waren. In ihrer eigenen Umgebung spielten sie alle eine bedeutende Rolle. Wer meinte, in diesem Kreis nicht mithalten zu können, blieb früher oder später weg.

Ich kann gerne gestehen, dass ich *s e l b e r* immer einige Tage brauchte, bis ich mein Englisch wieder einigermaßen parat hatte, dass ich oft den Gedankengängen nicht oder nur mit Verzögerung folgen konnte, dass mich die verschiedensten Konfusionen nicht selten in Missstimmung brachten, dass ich mich also den Anforderungen oft genug nicht gewachsen fühlte. Dennoch war ich von den anderen in meinen selbstempfundenen Unzulänglichkeiten und in meinen offenbar doch vorhandenen Qualitäten als Partner gewollt und in Anspruch genommen. Ich erzähle davon, damit Leser, die sich als ähnlich ungelehrt und unbeholfen kennen, sich von den hohen Herren nicht einschüchtern lassen. Da sogar ich dazugehören konnte, war es keineswegs ein „illustrer Kreis“. Eine Diskussion darüber, wer als Partnerin oder Partner in Frage kommt und wer etwa nicht, hat es meines Wissens nicht gegeben. Es hat sich alles einfach ergeben. Nein, an eine Ausnahme erinnere ich mich: Am Ende eines der Treffen meinte in meiner Gegenwart ein angesehener neuer Partner zu Reinhard, er möge doch bitte in Zukunft die Teilnehmer besser auswählen. Es wurde deutlich, dass er mich und Deepal als ungeeignet erlebt hatte. Mich hätte diese Äußerung noch tiefer verletzt, wenn einer der Anwesenden nur einen Ton dazu gesagt hätte. Die Bemerkung wurde mit Schweigen übergangen – und zwischen meinem Kritiker und mir kam es in den Folgejahren zu einer wunderbaren Beziehung, die bis heute trägt.

Dass Reinhard's Vorhaben einen elitären Charakter habe, wurde hin und wieder kritisch bemerkt. Es wäre schwierig, in diesen elitären Zirkel vorzudringen, hieß es dann. Mit dem Wort „elitär“ verbinden sich mir hohe Anforderungen an die Teilnehmer, Rahmenbedingungen, die nur wenige erfüllen können und eine Abgeschlossenheit gegenüber Außenstehenden. Tatsächlich richteten die Rahmenbedingungen des Projekts für Interessierte hohe Hürden auf: Eine Dauer der Treffen von ein oder zwei Monaten: wer kann sich so lange freimachen? Möglichst jährliche Teilnahme: noch schwieriger zu erfüllen. Kosten der Treffen: für Europäer mit normalem Gehalt zwar nicht so hoch wie Urlaubsreisen zu

ähnlichen Zielen, aber dennoch erheblich. Englisch als gemeinsame Sprache, gründliche Beheimatung in der eigenen Religion – ob man nun Laie ist oder Theologe -, Bereitschaft und Fähigkeit, sich auf mindestens drei andere Religionen gleichzeitig einzulassen: Das alles zusammen genommen ist eine hohe Anforderung. Und dann kommt noch die prinzipielle Beschränkung auf eine kleine Teilnehmerzahl hinzu.

Die Beschreibung als elitär ist also nicht einfach von der Hand zu weisen. Nur ist sie als Kritik nicht berechtigt, wenn man akzeptiert, dass sich jedes sorgfältig geplante Vorhaben beschränken muss, wenn es sich nicht selbst wieder zerstören will. Und: Es wurde niemand abgewiesen, der oder die teilnehmen wollte. Immer wieder gab es Tagesgäste oder Partner für nur eine Woche. Und nie wurde behauptet, dass dies ein exemplarischer Dialog vor Ort sei.

Während interreligiöser Besuche bei besonderen Würdenträgern kam Reinhard wie gewohnt schnell mit einem eigenen Anliegen heraus. Ich erinnere mich, wie er in Japan beim Besuch des Zen-Klosters Bukkokoji den Abt mit Namen Roschi Tange Harada fragte: "Vielleicht könnte dies eine Frage an Sie sein: Ist in Ihrem Leben und in Ihrem Lehren die Spiritualität des Hinduismus, des jüdischen Glaubens, des muslimischen Glaubens mit dabei? Oder: Wie stellen sich Ihnen in Ihrem Leben die verschiedenen Spiritualitäten dar?" Nach einer Antwort, die zwar nichts von dem bot, was wir westlichen Partner erwarten konnten, aber doch einen tiefgründigen Ausgangspunkt für eine weitere Befragung abgegeben hätte, bedankte sich Reinhard und sagte: „Ich verstehe dies als eine Antwort. Als eine wirkliche Antwort. Und – ich bin Christ.“

Auch den kleinsten Beitrag eines flüchtigen Besuchers bei unseren Treffen wog Reinhard wie pures Gold. Wenn Menschen allerdings allzu geschwätzig ihr Wissen ausbreiteten, konnte er auch verdrossen sein und nur mühsam seine Ungeduld verbergen.

Wenn er einen Menschen traf, der offenbar aus den tiefen Brunnen der Glaubensweisheit seiner Religion schöpfte, konnte er sein Glück kaum fassen. Er empfand sich dann selig als dessen Schüler und Bruder und lernte mit Leib, Seele und Geist, so viel es ihm in der oft nur kurzen

„Immer wie ein Stein, den Gott zum Leben erweckt“

Zeit möglich war. Reinhard freute sich daran, wie ähnlich er ihnen in vieler Hinsicht war und fühlte sich ihnen sehr nahe. Das galt auch für Personen, die ihm in der Begegnung sagten, dass sie seine Art des Dialogs für einen Irrweg hielten. So hat er einem jüdischen Gesprächspartner, der ihn wiederholt nachdrücklich zur Umkehr von diesem Weg aufforderte, seine Hochachtung bewahrt. Reinhard nahm sich dessen Worte zu Herzen und - fand sich bestärkt in seinem Weg. Er ließ sich nicht beirren, erkannte aber in dem Andersdenkenden einen von Gott gesegneten und begnadeten Menschen. Er lernte weiterhin von ihm und hielt die Verbindung mit ihm aufrecht – wie dieser seinerseits wunderbarerweise auch.

Ich hatte nie das Gefühl, dass er von solchen geringer dachte, deren Geisteskraft möglicherweise kleiner oder deren Glaubenshorizont enger war oder die ihren Zugang zum Glauben ihrer Religion auf einer Ebene fanden, die nicht so sehr die tief-innerliche war. Im Gegenteil, er hätte sich gegen solche Klassifizierungen heftig gewehrt. Wir Männer und Frauen kamen uns in seiner Nähe alle ganz besonders und unentbehrlich vor, und es entstand dauerhafte Freundschaft mit ihm und untereinander. Dass er sich nicht allen in seinem weiten Umkreis in gleicher Intensität zuwenden konnte und viele Menschen deshalb enttäuscht hat, hat ihn belastet.

### Konflikte gab es bei aller Freundschaft genug

Auch nachdem viele Jahre vergangen sind, geraten mir die schweren Konflikte während der Treffen nicht in Vergessenheit. Unser enges Zusammenleben in wachsender Freundschaft ermöglichte es uns, mehr und mehr Offenheit zu riskieren und uns auch heikle Fragen zuzumuten. Wir ließen uns aber auch dazu verleiten, übermütig zu werden und manchmal zu vergessen, wie fremd wir einander immer noch blieben und bleiben mussten. Dann konnte es zu Missverständnissen und in der unmittelbaren Folge zu Kränkungen und Beleidigungen kommen. Alle Dialogpartner, ob Frauen oder Männer, hatten innere Stürme durchzustehen, wenn die östlichen das auch seltener offen zeigten. Alle haben auf ihre Weise dazu beigetragen, Konflikte aufbrechen zu lassen - und zu bewältigen. Nicht selten wurde die Aussprache noch zu zweit bis tief



in die Nacht fortgesetzt, besonders unter Beteiligung von Peter Fromm. Ich aber brauchte meinen Schlaf und wunderte mich am nächsten Morgen nur darüber, dass die Luft wieder rein war und einige so viel zu spaßen hatten.

Wenn es zu Konflikten kam, dann tröstete Reinhard vorrangig die Person, die den Konflikt hatte eskalieren lassen. Einst hatte ein Dialogpartner Reinhard tief verletzt, ja beleidigt, und fühlte sich dabei auch noch so sehr im Recht, dass er zu keiner Entschuldigung fähig war. Und was tat Reinhard? Er bemühte sich geduldig, ihn zu verstehen, zu trösten und wieder aufzurichten. Ein andermal hatte ich einen Gastgeber durch eine unbedachte Äußerung gekränkt, worauf dieser überreagierte und drauf und dran war, unseren Besuch für beendet zu erklären. Reinhard machte nach hilfreichen Schweigeminuten und einer ersten, versöhnlichen Gesprächsrunde lange Spaziergänge mit ihm und brachte die Beziehung auf einer neuen Ebene wieder ins Lot.

Diese Fähigkeit, den Konfliktpartner zu verstehen und zu trösten, hatte natürlich auch seine Kehrseite. Es war unmöglich, sich mit Reinhard heftig zu streiten. Man will sich unter Freunden, wenn man über etwas verärgert ist, auch hin und wieder richtig kampeln oder beschweren. Als ich Reinhard deswegen einmal Vorwürfe machte, sagte er mir, dass das seine Schwäche sei. Er verfiel bei Konflikten oft unversehens in ein inneres Beten und versuche dabei die Gegensätze zu klären. Dadurch würde er es sich wohl oft ersparen, die Meinung des Konfliktpartners ausführlicher anzuhören und spontaner zu reagieren.

### Ein bunter Erfahrungsstraß im Alltag und Fest des Dialogs

Aus der Fülle der gemeinsamen Erlebnisse stelle ich einige zusammen, die in ganz unterschiedlicher Weise illustrieren, wer Reinhard in diesem Lebendigen Interreligiösen Dialog gewesen ist. Ich folge dabei chronologisch einer Auswahl der Treffen.

Die Dialoggruppe besuchte uns 1980 während ihres ersten Treffens von A l t e n h o f aus in Flensburg und wir bewirteten sie mit einer kleinen Kaffeetafel im Gras des Rasens. Reinhard wollte sich wieder ein Stück

„Immer wie ein Stein, den Gott zum Leben erweckt“

Kuchen nehmen, doch der ehrwürdige Mönch Bhante Kassapa griff nach seinem Arm und sagte: Halt, der Rest ist für mich! Ich esse das morgen früh nach Sonnenaufgang! Reinhard amüsierte sich köstlich darüber, wie der Buddhist seine Ordensregel, nur am Vormittag bis zum Höchststand der Sonne Nahrung zu sich zu nehmen, in unserer christlichen Umgebung einhielt, ohne auf allzu vieles zu verzichten.

Bei Tisch in der großen Diele in Altenhof erlebte der Gast, dass plötzlich von links und rechts seine Hände ergriffen wurden. Als wollten jetzt alle – so miteinander verbunden und im rhythmischen Sprechchor – ausbrechen in ein: „Guten Appetit!“, erscholl stattdessen genau so rhythmisch und in ausgelassener Fröhlichkeit ein: „Chain Around The World!“ („Kette um die Welt!“). Wie ein Hurra auf das Wunder des Dialogs hielt sich dieses kleine Ritual bis zum letzten Dialog durch. Es ermöglichte einem, ohne religiös festgelegte Worte im Augenblick auch mit allen abwesenden Dialogpartnern, mit allen Lieben nah und fern und womöglich mit allen Menschen rund um den Globus verbunden zu sein. Ich assoziiere mit dieser Kette die Strophe eines Abendgebetes: „Alle, die mir sind verwandt, Herr, lass ruhn in Deiner Hand. Alle Menschen, groß und klein, sollen Dir befohlen sein.“ Alle anderen werden anderes aus je ihrer Religion und Umwelt assoziiert haben.

Auf der Hinreise nach Sri Lanka zum 4. Dialogtreffen wollte Reinhard auf dem Bahnhof Eckernförde in meinen Zug aus Flensburg zusteigen. Mit zwei riesigen Stofftaschen voller Dialogmaterialien in den Händen trat er vor die Tür meines Wagons und rief strahlend: „Für Benita steht eine Niere zur Transplantation bereit! Ich fahre sie gleich in die Klinik. Wenn alles gut geht, versuche ich in 14 Tagen nachzukommen. Grüß alle schön!“ Ich konnte gerade noch die Taschen ergreifen, bevor sich die Wagentür wieder schloss und der Zug anfuhr.

Als Peter und ich in Sri Lanka allein angekommen waren, wurden wir Zeugen einer buddhistischen Wunschzeremonie. Für das Ehepaar wurden Öllämpchen angezündet, begleitet von einem „Act of Truth“: Unter begleitenden Gesängen wurden spirituelle Verdienste, die die buddhistischen Freunde durch ihre Glaubenspraxis angesammelt hatten, für die Genesung von Benita von Kirchbach und für die baldige sichere An-

kunft Reinhard in Sri Lanka eingesetzt. Die Transplantation gelang und Reinhard kam.

Einmal waren wir ausführlich in der Wahrheit des Buddhismus von dem zur Aufhebung des Leidens führenden achtfachen Pfad unterrichtet worden. Wieder unter uns, machte ich gegenüber Peter und Reinhard meiner Frustration über „so viel Gesetzlichkeit“ Luft: „Ich halte das nicht mehr aus, ich brauche jetzt einen Schnaps!“ rief ausgerechnet ich, der nie Schnaps im Hause hat. Nun, wir waren für die Zeit in der Einsiedelei auf Enthaltbarkeit verpflichtet worden – und keiner hatte Alkohol mitgenommen. So blieb uns nichts anderes übrig, als uns unserem Frust selber zuzuwenden. Ist das, was wir aus unserer lutherischen Sicht in unserer christlich-jüdisch-abendländischen Kultur selbstkritisch als Werkgerechtigkeit und Gesetzlichkeit interpretieren, im buddhistischen Zusammenhang vielleicht doch etwas ganz anderes? Diese Frage hat mich weitergebracht.

*„Auf unserer Suche nach einem jüdischen Partner fanden wir freundliche, uns zugewandte Menschen, aber keinen Partner, der sich für diese Wochen freimachen konnte“,* schrieb Reinhard nach unserem Treffen 1986 in Israel/Palästina. Die muslimischen, buddhistischen und hinduistischen Partner hatten nicht teilnehmen können, weil die Reisekosten zu hoch und die politische Lage im Nahen Osten zu unsicher waren. So waren wir vier Christen bei den kurzen aber intensiven Gesprächen mit Juden allein. *„Wir hatten den Eindruck, dass unsere Fragestellung und unsere Bitte zu weit außerhalb der Existenzfragen stand, die im Augenblick dem jüdischen Alltag als vordringlich erscheinen.“* Tatsächlich sagte uns Benjamin in dem jüdisch orthodoxen Kibbuz Lavi, in dem wir elf Tage im Lernen verweilten und im Warten auf Dialogwilligkeit: „Wir sind noch nicht so weit. Jahrhunderte hindurch habt ihr Christen mit uns „Dialoge“ geführt, um uns mit ihrer Hilfe ins Unrecht zu setzen. Jetzt redet ihr plötzlich von einem gleichberechtigten Dialog. Wenn ihr es ehrlich meint, können wir es etwa in zehn Jahren noch einmal versuchen.“ Das mussten wir schlucken. Benjamin war als junger Hamburger dem Holocaust entkommen. Und Reinhard schrieb ein Gebet auf:

„Immer wie ein Stein, den Gott zum Leben erweckt“

*„Siehe,  
wir sind Kinder  
und freuen uns,  
noch in der Angst,  
darauf, dass Du die Türen aufstust,  
mitten durch das Gewicht der Erde hindurch  
und verwandelnd beladen mit ihm,  
in das hinein,  
was Du Dein Reich genannt hast.“*

Als wir zusammen die Gedenkstätte Yadwashem besucht hatten und auch an den Aufstand im Warschauer Getto im Jahre 1942/43 erinnert worden waren, sagte Reinhard anschließend leise und mit brüchiger Stimme wie zu sich selbst: *„Und ich bin damals als Luftwaffenpilot darüber hingeflogen und habe Flugblätter abgeworfen, die die Juden zur Aufgabe aufriefen!“*

1987 in Azad Kashmir, P a k i s t a n , wollte Reinhard sein Geschenk für den Gastgeber, Sheikh Rashid, mit einer Bildpostkarte überreichen, auf der ein Wildschwein abgebildet war. Als früherer Jäger liebte er dieses Tier. Auch trug er den Spitznamen „Das kleine grüne Schweinchen“. Er rührt von einem Bildteppich her, der die Heimkehr des verlorenen Sohnes in die Arme seines Vaters darstellt. Drei der Schweine, die der Sohn in seinem Elend gehütet hatte, ein rotes, ein braunes und ein grünes, begleiten ihn und wollen unbedingt auch in den Himmel. Das grüne Schweinchen drängelt sich aufgeregt und voller Freude vor. Wir Freunde aus Deutschland, die ihn immer gerne vor Leichtsinn bewahren wollten, protestierten: Das kannst du nicht machen! Mit dem Schwein beleidigst du den Moslem! Reinhard aber ließ sich nicht aufhalten – und der Sheikh hat schallend gelacht. Er hat die Demut und den Humor verstanden, die sich in diesem selbstgewählten Namen eines unreinen Tieres ausdrückten.

Wenn an den Donnerstagabenden der Freitag eröffnet wurde, ertönte nach und nach in betörend schöner Melodik von allen umliegenden Dorfmoscheen her der Ruf zum Gebet mit dem „Allahu Akbar!“ Dazu schrieb Reinhard auf:

*„Ja Herr,  
immer bist DU  
der Größere,  
und bleibst  
immer  
der Einzige.“*

Und Ananda beobachtete, dass auch die Tauben auf den Dächern mit ihrem Gurren genau das Allah-Hu, Allah-Hu, Allah-Hu riefen, das wir im „Dikr“, in der Meditation des ständigen Gottesgedenkens synchron mit unserem Atem sprachen.

Ein Höhepunkt des Treffens sollte ein öffentliches Fest des Dialogs in der neuen großen Moschee in Bathroi werden. Viele Gastredner, Sänger und Gläubige kamen – nur der arme Reinhard war von einer Krankheit, die uns fast alle erfasst hatte, noch so geschwächt, dass er nicht teilnehmen konnte. Wir anderen sagten unsere Grußworte, Halima Krausen sogar in der einheimischen Sprache Urdu, eingeleitet durch eine arabische Koranrezitation. Das war eine Sensation, da in dieser Gegend seit Jahrhunderten keine muslimische Frau in der Moschee vor Männern geistlich gesprochen hatte. Peter trug die Worte Reinhard vor. Als wir später zurückkehrten und Reinhard trösten wollten, fanden wir ihn wie immer in „high spirits“ vor. Nichts hatte er vermisst, nichts als Dank empfand er, nur hören wollte er nun alles, was wir zu erzählen hatten. Und dann lächelnd: *„Wie ein großer Künstler einen Klumpen Ton knetet, so gestaltet uns Gott in seiner schöpferischen Intelligenz. Es liegt an uns, ob wir uns diesem kreativen Prozess widersetzen oder uns seinem Geheimnis öffnen und mit dem Masterplan zusammenarbeiten auf den Kulminationspunkt Omega hin.“* So jedenfalls hat Ananda es im Protokoll festgehalten.

Durch seine Gebrechen ließ Reinhard sich nicht hindern, den Dialog voranzubringen. Er stolperte und fiel schon einmal, musste sich auch in unwegsamem Gelände an der Hand führen lassen. Und wenn ein Schlüsselbeinbruch noch nicht verheilt war, ging er dennoch auf die Reise und konnte sich darauf verlassen, dass ihm jeder gerne den Koffer trug.

„Immer wie ein Stein, den Gott zum Leben erweckt“

Denkwürdig war die erste Begegnung mit Zen-Meister Hogen 1989 in J a p a n . Ich kam dazu, als Reinhard ihn bei einer Tasse Tee in die bisherige Geschichte unseres „Lebendigen Interreligiösen Dialogs“ einführte. Als Hogen darauf zu sprechen kam, dass jeder einzelne und das ganze Universum in jedem Augenblick geboren würde, bemerkte ich: „Ja, es ist besser, von dieser s t ä n d i g e n Wiedergeburt zu sprechen, als immer nur von der Wiedergeburt nach dem Tod.“ Hogen: „Ich mag dieses „wieder“ in dem Wort Wiedergeburt überhaupt nicht. Es hört sich an wie eine Wiederholung des Selben. Nein. Es ist nicht wieder das Selbe, es ist total neu!“ Reinhard lächelnd: *„Das ist eines meiner Lieblingsthemen: Gott schafft alles neu, in jedem Augenblick, als Schöpfung aus dem Nichts. Ich selber bin immer wie ein Stein, den Gott zum Leben bringt.“*

Drei solche „Nein!“ hat es in diesem Gespräch gegeben, das für mich die Ankunft im Zen-Buddhismus darstellte. Hier noch das dritte Nein: Reinhard fragte Hogen, wie er sich und sein Engagement verstünde innerhalb des universalen Prozesses, in den sich unser Dialog einordnet. Als er lange nicht antwortete, weil er nicht verstand oder so nicht antworten wollte, sagte er schließlich: „An meinem Ort habe ich einige Freunde, wenige Mönche und Laien und: - Ich gehe meinen Weg. Aber der Sinn meines Lebens ist die Begegnung mit euch beiden jetzt.“ „Und alle anderen Dinge sind – im Augenblick – nicht wichtig,“ versuchte ich ihn zu ergänzen. „Nein“, stellte er richtig, „Es gibt nichts anderes. Die Begegnung mit euch beiden ist alles. Das ganze Universum!“ Reinhard begriff schneller als ich. Ich wollte es genauer haben und sagte: „Und wir als Dialogpartner sind Teile des Ganzen.“ Da musste er schon wieder korrigieren: „Nein, es gibt keine Teile! Da ist nur eins. Und wir, Reinhard, du und ich, wir gehören zu dem einen.“ Da trat Father Oshida ein und rief: „Das heiÙe Bad ist fertig! Bitte, geht alle drei zusammen!“ Und so geschah es. Wir seiften uns neben der in den Boden eingelassenen tiefen Wanne ein, spülten uns peinlich sauber ab und stiegen zu dritt in das sehr heiÙe Wasser. Reinhard fühlte sich wie inmitten des Ozeans, während wir uns mit Wasser übergossen.

Bei keinem der Treffen hat die manuelle alltägliche Arbeit als konstituierender Bestandteil des Dialogs eine so große Rolle gespielt, wie in

Japan. Der Gastgeber und katholische Priester, Father Oshida, der uns als Christ in Zen-Meditation unterrichtete, nannte sie Aktivitätsmeditation. Er schickte uns alsbald nach einer Sitz- und Gehmeditation an die Arbeit und empfahl uns, dabei die Werkzeuge und die Bewegungen als Gegenstände der Meditation zu benutzen. So haben wir in großer Achtsamkeit die Sichel geführt, Bohnen gelegt, den Hammer geschwungen und die Küche geputzt. Wir haben gelernt, uns von einem Werkzeug erklären zu lassen, warum sein menschlicher Schöpfer es gerade so geformt hat und z.B. dem Stiel gerade diese Länge verpasst hat. Seither schwingen wir ein Beil nicht mehr hektisch und kurzatmig, wie früher, sondern konzentriert und in Harmonie mit seiner Funktion, mit meinem Atmen und mit der Länge meines Armes.

Auch bei der Arbeit kamen Religionsunterschiede zum Tragen: Ananda und Deepal wurden von der Mühe entbunden, in gebückter Haltung durch das kalte Wasser des Reisfeldes zu waten und Pflanze für Pflanze nach den schädlichen kleinen Rüsselkäfern abzusuchen, um diese zwischen den Fingernägeln zu zerdrücken. Das Gelübde, weder Menschen noch Tieren das Leben zu nehmen, war zu respektieren. Aber stattdessen das Protokoll zu schreiben, das war erlaubt.

Aus dem letzten der drei *i n d i s c h e n* Dialogtreffen, das 1993 zum wiederholten Mal bei Govindh in Cochin, Kerala, stattfand, greife ich wieder ein kompliziertes Geschehen heraus, da ich aus Schwierigkeiten vielleicht mehr gelernt habe als aus wunderbaren harmonischen Begebenheiten. Unser Gastgeber hatte die Grundfrage nach dem Verhältnis von All-Einheit (a-dvaita) und Dualität gestellt, und Reinhard schlug vor, erst einmal in stiller Meditation zusammensitzen, damit sich in uns womöglich Antworten einstellen könnten. Der Gastgeber ärgerte sich darüber. Er hatte eine klare Frage gestellt, und einer solchen Frage dürfe man nicht ausweichen, so lange wir uns gegenseitig ernst nehmen. Die Frage könne nicht in Stille gelöst werden. Die Emotionen gingen hoch, jeder ärgerte sich auf andere Weise, und wir gingen vorerst auseinander. Am nächsten Tag hatten die beiden Kontrahenten ein kurzes Gespräch, in dessen Verlauf Reinhard plötzlich eine Antwort fand, zwar zunächst nicht auf die Frage, aber doch darauf, was hier eigentlich passiert war. Er hatte seine eigene, christliche Auffassung von Meditation,

in der sich der Dialog auf andere Weise, auch betend, fortsetzt, vermischt mit dem, was die östlichen Partner darunter verstehen. Er hatte beides nicht unterschieden. Jetzt war ihm klargeworden: Wenn Stille und Meditation, dann Stille, die jeder auf seine Weise erfährt. Wenn Dialoggespräch, dann Worte, Fragen, Antworten, die jeder nach seinen Möglichkeiten gibt. Bei Reinhard war der Knoten geplatzt, er bedankte sich dafür, dass der Partner auf einer Antwort insistiert hatte – und die Kommunikation der beiden flutschte jetzt nur so. Das bedeutet allerdings nicht, dass damals auch ich oder alle anderen wirklich verstanden hätten, was da vorgegangen ist. Ich komme erst jetzt beim Schreiben ein wenig weiter und ziehe dabei eine Protokollnotiz aus Reinhard's Nachlass zurate.

Wann immer möglich legte Reinhard an den Sonntagen das Evangelium des Tages aus, wie die anderen Partner zu jeweils ihren Zeiten ihren Glauben feierten. In Cochin geschah das einst im Rahmen einer Eucharistiefeier im Hause des hinduistischen Gastgebers. Wir hörten den „Heilandsruf“ aus Matthäus 11,25 - 30. Er wurde zu einer Einladung, Kinder Gottes zu sein, nichts als pure Kinder. Er beendete seine Predigt etwa so: *„Inmitten der Eucharistie befinden wir uns auch mitten im lebendigen Dialog, und der Dialog schließt eine direkte innere Beziehung zum Göttlichen ein. Dabei werden wir jeder in eigener Unabhängigkeit voneinander von dem Herrn wie Kinder großgezogen. Das aber geschieht durch die Gnade, die Barmherzigkeit und die Kraft des Herrn.“* Ich habe mich immer wieder darüber gewundert, wie Reinhard im Prinzip darauf achtete, die Religionen nicht zu vermischen, sich in Predigt und Gebet aber nur Menschen gegenüber sah und keinen Unterschied machte, welcher Religion sie angehörten. Offenbar überließ er es dabei Gott selbst, was jeder innerhalb der Möglichkeiten seiner Religion mit dem Gehörten anfangen konnte.

Das Thema der christlichen Mission führte 1994 bei dem Dialog auf **G u t W u l f s h a g e n** zu einem Konflikt, den wir im Rahmen des Dialogprojekts nicht mehr angemessen bearbeiten konnten. Nach einem Gottesdienstbesuch in der Anscharkirche Neumünster, an der ich inzwischen Pastor war, hatte unser Hindupartener im Vorraum die Werbung für eine christliche Indienmission entdeckt. Sofort hatte er erfasst, dass



es sich um eine evangelikale Bekehrungsmision handelte. Auf Fotos in den Prospekten waren Inder unvorteilhaft in ihrer Armut dargestellt. Er warf mir vor, nicht verhindert zu haben, dass mein Kollege eine solche Mission unterstützte und empfand mein Verhalten als Verrat an unserem Dialog. In den folgenden Tagen brachen alte und neue Vorwürfe gegen die koloniale und neukoloniale Mission heftig wieder auf. Unser Verhältnis wurde nachhaltig belastet.

Reinhard hat dieses Thema während der Dialogtreffen immer im Blick gehabt, hat es aber sehr zurückhaltend behandelt. Er wusste von dem Trauma, das damit bei dem Hindufreund angesprochen war. Schon 1981 oder 82, als die Gruppe am Himmelfahrtstag in „meiner“ Kirche in Flensburg an einer Andacht teilnahm, riet mir Reinhard davon ab, den „Missionsbefehl“ aus Matthäus 28, 18-20 vorzulesen. Ich ließ mich damals nicht abhalten und legte ihn auf meine Weise aus. Wie weit die Aufarbeitung der historischen christlichen Mission in späteren Dialogen angepackt wurde, ist mir nicht bekannt. Dass jede Religion eine göttliche Mission hat und damit ein Recht und die Pflicht zum öffentlichen Zeugnis für den Glauben, das war Konsens. Im übrigen aber gingen wir sehr vorsichtig miteinander um.

Einmal waren wir uns alle einig: Der Katholik Father Oshida erzählte uns, dass er bei einem Besuch in einem buddhistischen Nonnenkloster spontan Buddha-Verse lehrte, weil der buddhistische Lehrer verhindert war. Die Äbtissin machte daraufhin bei ihm einen Gegenbesuch und war von der Eucharistiefeyer bis ins Innerste berührt. Lange blieb sie allein in der kleinen Kapelle sitzen. Eines Nachts begegnete ihr dann Jesus im Traum, und wenig später bat sie darum, getauft zu werden. Father Oshida aber lehnte ab – mit der Begründung: „Unsere Kirche in Japan ist noch nicht so weit, dass sie Buddhisten aufnehmen kann, ohne sie gleichzeitig aus ihrer Tradition zu entwurzeln. Gehe du deinen Weg. Jesus ist mit dir. Und wenn du einmal stirbst, wird dir der Himmel offen stehen.“ Damals sagte Govindh, der Father habe ihm aus der Seele gesprochen. Reinhard dachte sicher genau so. Und mich hat dieses Christuszeugnis nicht mehr losgelassen.

Ich schließe die Zusammenstellung ab. Nicht immer kommt Reinhard in den geschilderten Begegnungen vor. Aber auch Begegnungen unter den

„Immer wie ein Stein, den Gott zum Leben erweckt“

Partnern sind Begegnungen mit ihm, denn er hat uns zusammengeführt. Und was die Partner je für sich mit ihm erlebt haben, davon weiß ich fast nichts. Reinhard war sehr diskret. Immer deutlicher wird mir, dass die Protokolle ausgewertet und die Dialogtreffen eingehend beschrieben werden sollten. Sie sind eine Fundgrube, wenigstens für mich. Nur für mich?

## Unvermeidliche Reibungen

So wichtig für Reinhard die Gemeinschaft war, so wenig war er ein Gemeinschaftsmensch. So wichtig ihm die Beratung mit seinen Dialogpartnern war, so wenig war er ein Teamarbeiter. Der Dialogpartner Peter Fromm aus Bonn und ich haben uns oft daran geübt, dass Reinhard die letzten Entscheidungen über den Fortgang des Dialogprojekts meistens alleine traf. Er beriet sich, nahm manche Vorschläge gerne auf, verwarf andere – und entschied. Er tat das wie der Abt eines Klosters, der vor jeder Entscheidung die Brüder anhört und dann den Konsens formuliert, den er herausgehört hat.

Dass er der Initiator war, das Konzept entwickelt hatte, in dem Dialog seine letzte Lebensaufgabe gefunden hatte, die meiste seelische und geistige Kraft aufwendete, den längsten Atem hatte und das weitaus meiste Geld investierte, das war unbestritten. Doch das Konzept sah auch vor, dass alle Partner gleichrangig waren, dass sie alle von ihrer unterschiedlichen Religion her ihre eigenen Konzepte entwickeln würden, eigene Initiativen ergriffen und so weiter. Alle entsprechenden Beiträge und jeder Widerspruch waren deshalb hoch willkommen und wurden gründlich bedacht, und sie führten durchaus zu glücklichen Kurskorrekturen. Aber im Ganzen konnte Reinhard sich nicht von seinem Weg abbringen lassen. Darin lagen die Grenzen dieses Langzeitprojekts, dessen Dauer niemand von vornherein absehen konnte. Es konnte nur so lange stimmig sein, wie die sehr unterschiedlichen Partner sich bei allen Mängeln auch für ihre eigenen Lebenswege viel von ihrem großen Zeit- und Kräfteinsatz versprachen. Als Reinhard schließlich 1995 im Alter von 82 Jahren erklärte, dass das Projekt für ihn sein Ziel erreicht habe und nun in der bisherigen Form beendet werden soll-

te, werden alle Teilnehmer traurig gewesen sein. Sie konnten andererseits aber in Zukunft auch erleichtert ihre eigenen Wege verfolgen.

Wenn wir uns im Lande einer der anderen Religionen trafen und der dortige Partner die Thematik und den Fortgang bestimmte, dann gab es häufig Unklarheiten über die Gesamtleitung. Dass Reinhard der eigentliche Motor war, war klar. Die große Zurückhaltung aber, die Reinhard sich jetzt auferlegte – vielleicht sogar genoss – führte nicht selten zu Reibungen oder zu Leerlauf und in der Folge zu Unmut über Reinhard's „Führungsschwäche“. Angenehm war diese konzeptbedingte Unklarheit in der Leitung für den jeweiligen Gastgeber nicht. Als ich bei dem vorletzten Dialog, der 1994 in Deutschland auf Gut Wulfshagen stattfand, selber die Leitung übernehmen musste, habe ich das schmerzlich erfahren. Reinhard war durch seine letzte Krankheit so geschwächt, dass er sich zwar gründlich vorbereiten konnte, aber in seiner eingeschränkten Teilnahme den Verlauf nicht durchgehend verantworten wollte. Die Konflikte zwischen den langjährigen Teilnehmerinnen und Teilnehmern, die fast alle auf Reinhard und aufeinander hin orientiert waren und denen, die in größerer Zahl diesmal neu dabei waren, waren nur schwer zu bewältigen. Meine Beziehungen zu einigen der alten Partner wurden auf eine harte Probe gestellt. Da wir solche Konflikte aber als Teil des Lebens gesehen haben, zu dessen Gelingen der Dialog notwendig war, trugen auch sie Früchte. Ebenso erwies sich das, was wir zwischendurch ärgerlich als Leerlauf empfunden hatten, nachträglich als förderlich.

Andere Reibungspunkte seien nur noch in Form von Anfragen erwähnt:

- Wie viel Raum sollte bei einem Treffen im Ausland die Begegnung mit der Umgebung und den Sehenswürdigkeiten haben? Wem das wichtig war, der musste zusehen, wie er auf seine Kosten kam – und versäumte dabei wieder anderes.
- Wie viel Rücksicht konnte auf solche genommen werden, die sich nicht jedes Jahr für einen Monat freimachen konnten, aber ungern ein Treffen versäumten? Ihre Bitte, sich auf einen Zweijahresrhythmus zu verständigen, entsprach nicht dem Tempo, das Reinhard vorlegte, und wurde übergangen. Wie sich

„Immer wie ein Stein, den Gott zum Leben erweckt“

herausstellte, hatte er subjektiv recht: Seine Lebenskraft ist drei Jahre nach dem Abschlusstreffen versiegt.

- Wie sollten wir in der Kirche in Nordelbien bzw. Deutschland unsere Erfahrungen und Einsichten aus dem Dialog einbringen? Peter Fromm und ich wünschten, dass wir die Möglichkeiten ausloten und die Formen entwickeln für Tagungen, für Gruppen und für Veröffentlichungen. Ohne Reinhard aber wollten wir es nicht anpacken. Er wiederum ging seinen Weg in der Kirche als Einzelgänger weiter. Von der großen Zahl seiner Vorträge habe ich erst im Nachhinein erfahren, vielleicht auch, weil wir uns zwischendurch sehr selten sahen.

Alle diese Schwierigkeiten waren nicht auf persönliche Schwächen zurückzuführen, sondern darauf, dass hier ein konkreter Mensch mit konkreten Partnern in notwendig begrenzter Weise etwas grenzenlos Umfangreiches ausprobierte.

### Ein Eremit mitten unter den Menschen

Starke Freundschaften, die lange Zeiten überdauerten, hat Reinhard nur wenige gehabt. Aus der Zeit vor den Dialogfreundschaften weiß ich nur von drei Männern, die er ausdrücklich als seine Freunde bezeichnete. Viele Beziehungen außerhalb der größeren Familie waren auf einzelne Aspekte des Lebens beschränkt. Als Seelsorger und geistlicher Freund stand er Frauen und Männern Jahre und Jahrzehnte hindurch zur Seite und erfreute sich umgekehrt ihrer Treue und mancherlei Hilfe.

Reinhard war schon immer ein Einzelgänger gewesen. So sehr er Geselligkeit und Feste liebte, so gerne zog er sich auch wieder zurück und studierte alleine. Ich möchte ihn als einen Eremiten bezeichnen, der mitten unter den Menschen lebte. Ich wüsste nicht, dass er je Organisationen angehört hat – außer der Michaelsbruderschaft, die er bald wieder verließ – oder Gruppen gegründet hat. Er ließ sich nicht von anderen für ihre Vorhaben vereinnahmen, und er war selber auf der Hut, niemanden vor den Karren seines Dialogprojekts zu spannen, der sich nicht

von sich aus darauf einließ. Er hat sich einladen lassen, hat bei Treffen, in Vereinigungen und in Gruppen Vorträge und Bibelarbeiten gehalten, hat aber nicht selber Tagungen organisiert. Doch nein, einst in Schleswig, da hat er eine Seminarreihe über Teilhard de Chardin angeboten.

Sein Einzelgehen war keine Abkapselung. Nichts wollte er für sich behalten. Freigiebig und unter wachsenden Kosten gab er seine zu Papier gebrachten Gedanken und Gebete weiter. Man konnte kommen, ob angemeldet oder nicht, man konnte ihn einladen zu Vorträgen oder privat - von sich aus aber kam er kaum. Zu groß wäre der Menschenkreis gewesen und zu kostbar war ihm die Zeit, die er so gerne mit seiner zweiten Frau Benita, mit der er eine sehr glückliche Ehe führte, verbrachte – oder ganz für sich allein.

Eine Komponente seines Alleinseins war, dass er wenig verstanden wurde. Schon sein Vater, Propst Arndt von Kirchbach aus Sachsen, hatte wenig Sinn für die Predigtweise seines Sohnes gehabt, wenn er sie ihm auch gerne zugestand. Auch seine Frau Margarete hatte damals, als wir im Hause lebten, Mühe, etwas mit den Schriften ihres Mannes anzufangen. Dennoch ließ sie ihm seine langen Gebets-, Lese- und Schreibzeiten und schützte ihm seine Klausen. Einen möglichen Grund für die Verstehensschwierigkeit habe ich oben schon genannt. Ein anderer war sein Bezug zu seinen inneren Erlebnissen und Einsichten, von denen er nicht gerne sprach und die auch schwer zu vermitteln waren. Wer erst einmal anfängt, so viel alleine zu denken und zu erleben und dabei mit großen Schritten voranzuschreiten, den empfinden seine Gesprächspartner schnell als weit entfernt.

Zum Verstehen seiner Texte schreibt Reinhard selber im Vorwort des Büchleins „Im Strom göttlichen Wirkens“: *„Das hängt weniger von einer intellektuellen Begabung, von einem speziellen Lebensverhältnis oder einer besonderen Glaubensrichtung ab. So wie es ungezählte Ausdrucksformen des Lebens gibt, so gibt es auch ungezählte Ausdrucksformen der Sprache und des Verstehens. Diese Unterschiede lassen sich kaum bewerten und jedenfalls nicht verrechnen... Wichtig scheint mir, dass jeder den Weg findet, auf dem er sich selbst im Gefüge des Ganzen verstehen, entfalten – und aufnehmen kann, was ihm begegnet.“*

„Immer wie ein Stein, den Gott zum Leben erweckt“

Wer verstanden werden möchte und dennoch weiß, dass das nicht das Wichtigste ist, der akzeptiert seine Einsamkeit. Und der kennt die Einsamkeit seiner Leser. Wenn Reinhard aber verstanden wurde, war er glücklich. So antwortete er mir auf meine kurze Zusammenstellung seines Grundansatzes 1997 in einem Brief: *„Es ist für mich nur verblüffend, so etwas schwarz auf weiß von mir zu lesen! Und ich bin sehr glücklich über das, was du sagst, wie du es sagst und welche Überlegungen du daran anschließt. Ich danke dir sehr von Herzen. Und es ist wahr, was du sagst z.B. über mein Beten. . .“*

Ich vermute, dass er sein Dasein als Unverstandener mit der Zeit verinnerlicht hatte. So, wie ihm der Ruf vorauseilte, man könne ihn schwer verstehen, so strahlte er schließlich auch etwas aus wie: ich kann nicht erwarten, dass du mich verstehst und habe Verständnis dafür. Dabei wollte er verstanden werden, denn er wusste, dass Gott sich verständlich machen will. In seinem Buch „Was soll meine Arbeit sein“ lese ich auf Seite 214:

*„Nimm mich,  
Herr,  
und schreibe mit mir  
Deine Schrift.  
Ich kann sie selber nicht lesen.  
Aber lass in ihr  
andere  
Deinen Namen finden.“*

Ein pensionierter Pastor, Harro Ketels, schrieb jetzt: „In seinem Buch ‚Im Strom göttlichen Wirkens‘ eröffnet mir Reinhard von Kirchbach eine neue Blickrichtung des Gebets: Hier redet mich Christus auf eine andere Weise an. Ich höre seine Worte. Seitdem ich die Gebete meines Freundes Reinhard von Kirchbach mit- und nachbete - etwa seit fünf Jahren – hat mein tägliches Gebet einen neuen Tiefgang bekommen.“ Und er zitiert aus dem Buch die Seite 64 vom 1.5.97:

*„Im Evangelium  
vollzieht sich die Auferstehung  
aus einer Welt, die dem Tode zustürzt.“*

*Gehe hin  
und verkündige das Evangelium.  
Es ist die Möglichkeit,  
die Erlaubnis  
und die Aufforderung,  
in einem von reißenden Wassern  
überfluteten Gelände  
Zelte zu bauen,  
in denen die Ewigkeit wohnt.  
Der Glaube erfährt,  
dass dies geschieht.*

1.5.1997“

### Und wie geht Reinhard's Dialog weiter?

Auch wenn Reinhard wusste, dass ich ihn im Wesentlichen verstanden hatte, so wusste ich - wusste bald auch er -, dass ich ihn nicht beerben und sein Nachfolger werden konnte. Beerben können würden ihn nur viele zusammen - oder viele je zum Teil. Beerben können ihn solche, in deren Glauben sich der Paradigmenwechsel in der Erkenntnis von Wahrheit und in der Beziehung der Religionen vollzieht, wo sogar das absolut Gegensätzliche zueinander gehört und sich gegenseitig braucht. Es ist sicher kein Zufall, dass er in seiner Kirche keinen wirklich starken theologischen Partner gefunden hat. Wer sollte sich darauf einlassen, mit Reinhard von Kirchbach Tag für Tag Anfänger zu sein, nichts zu wissen, alle Erkenntnisse loszulassen und leere Hände zu haben für das, was ihm womöglich heute anvertraut würde? Wie sollte sich ein profiliertes Theologe einlassen können auf einen, der sich an Gott verloren hatte, der Gott verfallen war und nur im Beten klar und frei denken konnte? Wie seine Dialogpartner weitgehend als einzelne Pioniere in ihrer Umgebung den Dialogweg mitgingen und darin einsam waren, so musste Reinhard in seiner Umgebung zunächst alleine gehen.

Darüber, wie sein Anliegen weitergetragen werden kann, hat Reinhard von Kirchbach sich durchaus Gedanken gemacht. In Berichten, Vorträgen und seinen geistlichen Schriften, die er an alle verschickte, die danach fragten, hat er an seinen Erfahrungen und Einsichten ausgiebig

Anteil gegeben. Aber zur Weitergabe des praktischen Dialogprozesses wäre es nötig gewesen, den gelebten interreligiösen Dialog in kleinere Münzen einzuwechseln, um in größerer Breite solche Einsichten möglich werden zu lassen. Das wiederum konnte nicht gleichzeitig mit dem 16 Jahre währenden Dialogprojekt geschehen, sondern erst im Anschluss. Dass er dieses nicht mehr selber würde verantworten können, war klar: Er war immerhin 67 Jahre alt, als er 1980 mit den Treffen begann und 82 Jahre alt, als er 1995 mit dem Treffen in Pisselberg die Dialogreihe beendete. So bleibt es anderen, die sich von seinem Weg inspirieren lassen, überlassen, den Weg weiterzugehen. Im Wissen, dass an ungezählten Orten bereits viele Menschen einen Weg des Dialogs in unterschiedlicher Weise beschritten, konnte er sicher sein, dass, was er entdeckt hatte, auf fruchtbaren Boden fallen und sich mit anderen Ansätzen verbinden würde.

In Reinhardts hinterlassenen Dialogunterlagen finde ich einen Entwurf für einen Brief an Deepal vom 7.10.1989. Darin heißt es: *„Du schreibst, dass du damit begonnen hast, ein Buch über den Dialog zu schreiben. Mit diesem Wunsch, zu Papier zu bringen, was einen bewegt, bin ich sehr vertraut. Mehr als nur ein von mir geschriebenes Buch liegt in den Schubladen meines Schreibtischs. Ich glaube nicht, dass auch nur für eines von ihnen die Chance besteht, in Westdeutschland veröffentlicht zu werden. Dennoch möchte ich dich ermutigen, ebenso zu schreiben. Ich bin sicher, es wird sich für dich lohnen. Und, wer weiß, wer davon zu einem späteren Zeitpunkt guthaben wird. Mit einem Augenzwinkern möchte ich hinzufügen, dass einmal jemand gesagt hat, keiner der großen Schriftsteller hat je irgend etwas veröffentlicht.“* Es sieht so aus, als wäre der Zeitpunkt für Reinhardts Schriften gekommen. Dann kann sein Impuls von vielen aufgenommen werden.

Auf seinem Sterbebett war Reinhard glücklich, so schwach er auch war. Er machte den Schwestern und dem Zivildienstleistenden im Kieler Krankenhaus Komplimente und munterte sie auf. Dankbar nahm er es an, dass immer seine Frau, eins seiner Kinder oder einer seiner Freunde an seinem Bett saßen. Während einer der Nachtwachen überreichte er mir strahlend seine letzte Schrift, die gerade vervielfältigt worden war. *„Alles, was ich in den vergangenen Jahrzehnten aufgeschrieben habe,*



*bin ich in den letzten Wochen noch einmal durchgegangen“, sagte er. „Nichts davon muss ich zurücknehmen oder ändern. Es ist alles richtig.“* Aus Hamburg kam Halima, befahl ihn in Gottes Hände und sang die Koranverse, die an Kranken- und Sterbebetten rezitiert werden. Als Reinhard in einer Nacht gegen drei Uhr morgens nicht mehr schlafen konnte, weckte mich seine Bitte: *„Lasst uns das Morgengebet halten.“* Da habe ich also einen Choral gesungen, wir haben einen Psalm gelesen, Luthers Morgensegen gesprochen und gebetet. Es war wohl in der selben Nacht, dass er noch einmal erzählte, wie ihn zum ersten Mal die Stimme Gottes getroffen hatte: *„Wen soll ich zu meinen Völkern senden?“*

Am folgenden Tag sollte er noch einmal operiert werden. Während seine Pfleger zusammen mit seiner Frau und mir Reinhard in seinem Krankenbett in den Fahrstuhl und weiter durch die Gänge im Untergeschoss zum OP schoben, sang ich auf seine Bitte hin leise und unaufhörlich *„Laudate omnes gentes, laudate Dominum.“* (Lobsingt, ihr Völker alle, lobsingt und preist den Herrn). So begab er sich inmitten des Gotteslobs seiner geliebten Völker und Kulturen auf diesen schweren Weg. Nach wenigen weiteren Tagen im Krankenhaus und zuletzt zu Hause starb er am Freitag, den 20. März 1998 in seinem geliebten Altenhof. An seiner Beerdigung in Gettorf, die Propst Knut Kammholz leitete, konnten auch seine Dialogfreunde Mehdi Razvi, Sheikh Rashid und Peter Fromm teilnehmen. Die anderen Partner schrieben Briefe, in denen sie die Hoffnung ihres Glaubens für Reinhard, ihren Freund zum Ausdruck brachten.

Nach Reinhards Tod haben sich die Dialogfreunde weiterhin gegenseitig besucht. In Deutschland trafen wir uns bisher zu vier „Mini-Dialogen“ an Wochenenden und einmal eine Woche lang. Auch die Beerdigung von Peter Fromm 2004 wurde zu einem denkwürdigen lebendigen Dialog. Zwar ist der Begriff Dialog fast zu technisch, wenn es nicht nur um das Thema Tod und Trauer geht, sondern um einen Tod und eine Trauer, die einem das Herz zerreißen können. Aber nichts anderes ist Reinhards Dialog gewesen: Miteinander zu leben und einander, wenn es sein soll, zu Grabe zu tragen. Wir haben uns über eine so lange Zeit gekannt, dass wir uns schon bald nicht mehr nur das schöne,

„Immer wie ein Stein, den Gott zum Leben erweckt“

liebe Gesicht zeigen und die Sonnenseiten unserer Religionen und Gemeinden vorführen konnten, sondern gegenseitig auch von schweren Lebenskrisen und von Hässlichkeiten im jeweiligen religiösen und beruflichen Umkreis wussten.

Schließen möchte ich, indem ich Reinhard von Kirchbach das Wort überlasse. Es ist der Anfang seiner letzten Zeilen. Er hat sie am 26. Februar 1998 aufgeschrieben. Benita von Kirchbach fand sie auf seinem Nachttisch, nachdem sie ihren Mann ins Krankenhaus gebracht hatte:

*„Bete Mich an  
ohne Worte  
und ohne Bilder.  
Bete Mich an  
mit dem Strom deines Lebens.  
Immer wieder  
öffne die Schleusen,  
die dein Leben zurückhalten.  
Es ist dann nichts um dich  
als die Offenheit Meiner Gegenwart.“*